

Mariones Mutter im Versteck, einer Gartenlaube auf dem Grundstück der Familie Pimber in Hamburg-Rahlstedt



Leben im Versteck

Eine kleine Vorstellung davon, was es heißt, sich nicht frei bewegen zu können, konntest du während der Lockdowns im Zuge der Corona-Pandemie bekommen. Das ist aber nicht vergleichbar mit dem Leben in den unterschiedlichen Verstecken, in denen jüdische Menschen Monate oder gar Jahre zubrachten: in Kellern, Dachkammern, in Wand-schränken, unter Fußbodendieneln, in hohlen Baumstämmen, mit gefälschten Papieren, in immer wieder wechselnden Unterschlupfen, getrennt von der eigenen Familie. Nur selten war ein Versteck so sicher und groß genug, dass eine ganze Gruppe länger zusammen dort bleiben konnte.

Eine Ausnahme und die wohl berühmteste Geschichte einer Versteckten ist die von Anne Frank. Sie lebte als junges Mädchen über zwei Jahre mit ihrer eigenen und einer befreundeten Familie versteckt in dem Hinterhaus des Kontorhauses

ihres Vaters in Amsterdam. Die acht Versteckten wurden von Angestellten der Firma versorgt. Anne verarbeitete die schwierige Situation, indem sie Tagebuch schrieb. Abends hörte die Familie heimlich ► **BBC-Radio**. So erfuhr Anne, dass Tagebücher nach dem Krieg als wichtige Zeitzeugnisse gelten und für eine Veröffentlichung gesammelt würden. Daraufhin überarbeitete sie einzelne Passagen. 1944 – kurz nach der Landung der Alliierten in der Normandie – wurde das Versteck verraten. Alle wurden deportiert und starben in unterschiedlichen Konzentrationslagern. Allein Annes Vater überlebte. Er fand nach seiner Rückkehr Annes Aufzeichnungen. Helferin Miep Gies hatte diese geistesgegenwärtig aus dem Chaos, das die SA-Leute hinterlassen hatten, retten können. Der Vater entschloss sich, seiner Tochter den Wunsch, Schriftstellerin zu werden, posthum zu erfüllen und das Tagebuch zu veröffentlichen.

Nur wenige hatten ein so »komfortables« Versteck mit mehreren Zimmern auf drei Etagen. Allein in Berlin tauchten ca. 5000 jüdische Menschen unter, 1800 überlebten. Sie irrten häufig als sogenannte »U-Boote« von einem Versteck ins nächste, waren auf immer neue Kontakte angewiesen, mussten ihre Verstecke mitunter tagsüber verlassen und sich unauffällig unter die Menschen auf der Straße mischen oder ins Dunkle eines Kinosaals flüchten. Junge Mädchen blondierten sich vorsichtshalber die Haare, um weniger aufzufallen. Zudem gab es unter ihnen auch welche, die sich von der Gestapo einspannen ließen und gegen Schutzversprechen selbst alte Bekannte denunzierten. So war immer unsicher, wem zu trauen war. Das Überleben war häufig an eine Kette von günstigen Zufällen geknüpft.

Eine ganz außergewöhnliche Geschichte ist die von Sally Perel (*1925), die er mit 65 Jahren in seinem Buch »Ich war Hitlerjunge Salomon« verarbeitet hat. Seine Familie war Mitte der 1930er Jahre nach Polen geflohen. Nach dem deutschen Überfall schickten die Eltern ihre Kinder allein weiter nach Osten. Die Geschwister verloren sich auf der Flucht aus den Augen. Die Tatsache, dass Sally perfekt Deutsch sprach, rettete ihm das Leben: Er entkam einer heiklen Situation mit der Schutzbehauptung, er hieße Joseph und wäre Volksdeutscher. Eine Weile diente er der Wehrmacht an der Front als Übersetzer. Ein Hauptmann schloss den 16-jährigen ins Herz, schickte ihn »zurück ins Reich« und dort an eine »Napola«, ein Elite-Internat für Hitlerjungen. Er wollte ihn sogar adoptieren. Mehrere Jahre lebte Sally unter dem Spitznamen Jupp mit der täglichen Angst, von den anderen

Jungen entdeckt zu werden. In seinem Buch schildert Perel den Schrecken, als in einer Unterrichtsstunde zur »Rassenlehre« sein Kopf vermessen und dann zu seiner Überraschung und seinem Glück zum Musterbeispiel eines arischen Schädels erklärt wurde.

HIER KANNST DU SELBST WEITERFORSCHEN:

Versteckformen und Versteckgeschichten sind auf der Website der Internationalen Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem aufbereitet. Da findest du auch eine nach Ländern aufgeschlüsselte Statistik über die Anzahl helfender Menschen, von denen Yad Vashem bis heute Kenntnis erhalten hat.
<https://www.yadvashem.org/>
<https://www.yadvashem.org/de/righteous.html>
<https://www.yadvashem.org/de/righteous/stories.html>
<https://www.yadvashem.org/yv/de/exhibitions/righteous-teachers/index.asp>

FÜR DIE HELFENDEN GIBT ES EINE GEDENKSTÄTTE IN BERLIN:
<https://www.gedenkstaette-stillehelden.de/gedenkstaette/>

BUCHTIPPS:

»Anne Frank Tagebuch«, 2013
 »Meine Zeit mit Anne Frank« von Miep Gies, 1987
 »Ich war Hitlerjunge Salomon« von Sally Perel, 1990
 »Susi, die Enkelin von Haus Nummer 4: ... und die Zeit der versteckten Judensterne«, Graphic Novel von Brigitta Behr, Sandra Wendeborn, 2016

FILMTIPPS:

»Meine Tochter Anne Frank« von Raymond Ley, 2015
 »Die Unsichtbaren, wir wollen leben« von Claus Räfle, 2017
 »Hitlerjunge Salomon« von Agnieszka Holland, 1990
https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/juedische_verstecke?nav_id=9700
<https://www.schneiderfilm.com/ueberleben-im-versteck/>
 »Überleben im Versteck, jüdische Kinder und ihre Retter« von Kirsten Esch, 2008



Links: Zwei Menschen, die sich unter den Küchendieneln versteckt halten. Ausschnitt aus einer Installation im Widerstandsmuseum in Amsterdam.



SECHSTES KAPITEL DER MOND IM VERSTECK

Eines Morgens, als ich mich in Hof noch von den Strapazen erholte, gab es Neuigkeiten von meinem Vater. Mutter erzählte mir, dass sie mit ihm telefoniert habe. Er war einen Tag, nachdem unser Haus zerstört wurde, in Hamburg angekommen und bei seiner Cousine Inge am Brandsende untergekommen. An einer Mauer unseres Wohnhauses hatte er, noch während die Leichen von Nachbarn danebenlagen, eine Nachricht für uns geschrieben. Obwohl die Briten noch einen weiteren heftigen Angriff auf Hamburg flogen, hatten Rena, Inge und ihre Familie die Bomben überlebt. Ungefähr einen Tag nach dem Telefonat kam Inge mit Rena in Hof an und berichtete, dass Vater für uns eine Unterkunft arrangiert hatte, und zwar auf dem Bauernhof von Marie Pimber, die bereits meine andere Schwester, Helga, in Obhut genommen hatte.

Frau Pimber war Teil eines kleinen Netzwerks von Kommunisten oder ehemaligen Kommunisten, auf das sich Vater verlassen konnte, wenn er Unterstützung brauchte. Aber nicht alle, die ihr Leben riskierten, um sich den Nazis entgegenzustellen, waren auch gewillt, Juden zu helfen; einige waren genauso antisemitisch wie die anderen Deutschen auch. Vater, der Frau Pimbers Haltung dazu nicht einschätzen konnte, hatte ihr gesagt, dass die blonde, hellhäutige Helga seine Tochter sei, aber nicht, dass er mit einer Jüdin verheiratet war. Er hatte Frau Pimber darin bestärkt, Helga gegenüber den Behörden als christliches Kind auszugeben, das wegen der Bomben evakuiert worden war. Viele Tausend Kinder waren mit Unterstützung der Regierung aufs Land zu Freunden oder Verwandten geschickt worden, sodass es für niemanden einen Grund gab, dieses Arrangement in Frage zu stellen.

Erst als er Frau Pimber darum bat, Mutter, Rena und mich zu verstecken, hatte er ihr erzählt, dass wir seine Familie und Juden seien, was bedeutete, dass unsere Anwesenheit vor aller Welt, Hel-

August 1943

ga eingeschlossen, geheim zu halten war. Frau Pimber war von der Idee, Juden zu verstecken, nicht begeistert, da man sie dafür hätte hinrichten können, aber sie war bis zur Ankunft Helgas kinderlos gewesen, und diese war ihr so ans Herz gewachsen, dass sie sie als ihre eigene Tochter betrachtete. Vor die Wahl gestellt, Helga zu verlieren oder uns auf ihrem Hof leben zu lassen, stimmte Frau Pimber zu. Mutter war erleichtert, aber uns war nicht im Geringsten klar, was uns dort erwarten würde.

Stunden später erwachte ich und stellte fest, dass ich auf einer Art Sims lag, in einem Schützengraben oder Keller, mit einer Decke aus Erdreich kaum einen halben Meter über meinem Kopf. Eine Frau mit einem großen geröteten Gesicht, um das ein schwarzer Schal gewickelt war, hielt eine Laterne hoch und sah mich an – mit Augen, so hart und glänzend wie Kastanien. Als ich anfang zu husten, verdrehte sie die Augen und entblößte große, fleckige und vorstehende Zähne, als ob sie mich beißen wollte, sofern ich nicht sofort aufhören würde. Aus der Dunkelheit hörte ich Mutters Stimme: »Es ist alles gut, Liebling, wir sind nun sicher. Frau Pimber hat einen netten Platz, wo sie uns bleiben lässt.« Ein Schnauben war zu hören, als sich die massige Frau zurückzog und uns in der grabesähnlichen Dunkelheit zurückließ. Die schmutzige Decke war so niedrig, dass Mutter in der Höhle nicht mal stehen konnte. Sie gab mir Wasser aus einer Blechtasse und strich mir über Wangen und Stirn, bis ich zu husten aufhörte und wieder in Schlaf fiel.

Diese Erdhöhle, so erfuhr ich bald, sollte nicht unser »richtiges« Versteck sein. Ein paar Tage nach unserer Ankunft zogen wir in eine von Eichen und Kiefern geschützte kleine Bretterbude, nur einen Sprung entfernt von den Haselnussbüschen, die den Eingang zur Höhle verdeckt hatten. Die Bude war mit Teerpappe gedeckt und hatte zur Aufbewahrung von Werkzeug und Winterpflanzen gedient, aber sie war mit einem kleinen Ofen ausgestattet und mit zwei Feldbetten – eines davon teilte ich mit Rena, auch wenn sie lieber in Mutters Bett schlief –, außerdem gab es einen kleinen Tisch, einen Stuhl und eine elektrische Lampe. In

Frau Pimbers Ehemann Adolf Pimber war 1934 in Haft, weil er daran beteiligt war, einen ehemaligen KPD-Genossen auf dem Seeweg außer Landes zu bringen. Vgl. Hoppe, »... und nicht zuletzt Ihre stille Courage«, Hamburg 2010, S. 118f.

Spätsommer 1943

der Höhle mussten wir nur bleiben, wenn Besucher auf den Bauernhof kamen oder wenn ein Nachbar, ein kleiner Nazifunktionär, seine Ferien oder Wochenenden in seinem nahe gelegenen Landhaus verbrachte. Marie Pimber würde den Strom abstellen, um uns zu signalisieren, dass wir in die Höhle gehen mussten. Die Pflichten, die der Unterführer in dem, was von Hamburg übrig geblieben war, zu erfüllen hatte, erlaubten es ihm zum Glück nicht allzu oft, aufs Land zu fahren.

Frau Pimber war so stämmig wie eine große Kuh und sogar noch einschüchternder, jedenfalls für mich. Vom ersten Tag an war mir klar, dass sie mich nicht leiden konnte, auch wenn ich nicht wusste, warum. Ich tat deshalb mein Bestes, um nicht in die Reichweite ihrer permanent schielenden Augen zu gelangen. Wenn sie ihren riesigen Mund öffnete, fühlte ich mich von ihrer harschen, dunklen Stimme genauso abgestoßen wie von ihren grässlichen Zähnen. Ich starb fast vor Angst, wenn ich, hinter einem Busch oder Baum versteckt, beobachtete, wie sie Mutter drangsalierte. Nie ließ sie Mutter vergessen, dass wir umgebracht worden wären, wenn sie nicht eingewilligt hätte, uns zu verstecken. Für jede Kartoffel und jede Rübe legte sie einen Preis fest, der in harter Arbeit bestand. Mit Mutters Einverständnis erzählte sie Helga, dass wir in die Schweiz geflohen seien, und erlaubte ihr nicht, auch nur in unsere Nähe zu kommen. Vielleicht erzählte sie Helga, dass die Leute, die im Wald lebten, böse seien und sie entführen, töten oder verkaufen würden, wenn sie die Gelegenheit dazu bekämen. Solche Geschichten wurden den Kindern auf dem Land oft erzählt und waren daher am unverfänglichsten. Gelegentlich sollte ich Helgas hellblonden Haarschopf von Weitem sehen, und dann konnte ich mich kaum beherrschen, zu ihr zu gehen und ihr die Wahrheit zu sagen. Helga, eineinhalb Jahre jünger als ich und ein richtiger Wildfang, war immer meine beste Freundin und natürliche Spielkameradin gewesen. Aber ich wusste, dass es sicherer für sie und für uns war, wenn unsere Leben getrennt verliefen. Ich verstand auch, dass Helga Frau Pimbers Faustpfand war und dass nicht abzusehen war, was Frau

Pimber tun würde, wenn dieses Arrangement in irgendeiner Weise gestört worden wäre. Womöglich hätte sie uns sogar denunziert.

Wenn Frau Pimber nicht in der Nähe war, war ich zutiefst dankbar, dass wir hier Zuflucht vor der Gestapo gefunden hatten. Wie jeder andere wusste ich, dass jüdische Kinder in Lager deportiert und dort getötet wurden. Nachdem sie aufgehört hatte, so zu tun, als wäre sie meine Freundin, hatte die siebenjährige Monika mich mit der Drohung gedemütigt, sie würde mich »durch den Schornstein« schicken. Womit sie nichts anderes meinte, als dass man mich in ein Lager bringen würde, wo ich getötet und verbrannt werden sollte. Einige Erwachsene könnten dort vielleicht wenigstens eine Weile als Sklavenarbeiter überleben, aber nicht die Kinder. Ich war dankbar, den Bomben und Flammen entkommen zu sein. Manchmal, wenn wir uns in der Erdhöhle verstecken mussten, verspannte sich mein Körper und begann zu zittern, weil in der Dunkelheit vor meinem geistigen Auge unweigerlich die Szenen aus den Bombennächten wiederauftauchten. Dann, ebenso wie in meinen Träumen, sah ich, wie ein Feuerwehrmann eine Leiter hinaufstieg, um zu Leuten zu gelangen, die vom oberen Fenster eines brennenden Hauses aus panisch winkten, und jedes Mal versuchte ich, ein anderes Ende herbeizuzwingen, als den Zusammenbruch der Mauern im Flammenmeer. Ich sah auch die aufgedunsenen, gebackenen Lebkuchengesichter der Leute, die uns aus ihrem Bunker geworfen hatten, oder die wild sich windenden Körper jener, die von brennendem Phosphor getroffen worden waren.

Solche Bilder verblassten nur langsam, und mitunter konnte ich sie durch den unverwechselbaren Umriss einer Eule ersetzen, die ich in der Dunkelheit erkennen wollte, nachdem ich sie eines Abends tatsächlich in den Zweigen eines Baumes entdeckt hatte. Die Eule hatte mich angestarrt, aber sie wirkte nicht bedrohlich, eher so, als wollte sie über alles, was mir schaden könnte, herfallen, wie etwa über eine von den Feldmäusen, die sich manchmal zu unserer Hütte durchnagten. Ich hielt oft in den Bäumen nach der Eule Ausschau, und manchmal entdeckte ich sie, wie sie von

Spätsommer
1943

einem Ast zum anderen flog oder aufrecht und majestätisch im Baum hockte. Noch öfter meinte ich sie rufen zu hören – huhuuu ... huhuuu ... huhuuu. Wenn ich im Bett lag, konzentrierte ich mich auf das Bild und die Stimme der Eule, um mich von meinem Hunger abzulenken.

Hunger begleitete uns immer, und manchmal war er kaum zu ertragen. Er war so anhaltend und alles überschattend, dass es schwer war, an etwas anderes zu denken. Und dies, obwohl wir auf dem Lande lebten – die Haupternte der Pimbers bestand aus Heu und Weizen, die sie verkauften. Sie hatten einen kleinen Gemüsegarten, in dem Mutter das Unkraut jätete und um den sie sich auch sonst kümmerte, aber es war uns verboten, etwas daraus zu entnehmen – außer, wenn wir es aus Frau Pimbers Hand empfangen. So gab es viele Tage, an denen wir nichts zu essen hatten. Ein paar Kartoffeln, die wir mit der Schale kochten, um nur ja nichts von ihrem Nährwert zu verlieren, waren ein seltenes Fest. Rüben waren ergiebiger, und ich nahm es dankbar an, wenn Mutter behauptete, sie könne sie nicht ausstehen, und mir ihre Portion überließ. Mutter war nicht nur meine Retterin, sie war auch meine Lehrerin, meine Trösterin, meine Gefährtin, und ich liebte sie sehr und wünschte verzweifelt, sie möge glücklicher sein. Ich konnte es nicht ertragen, wenn sie traurig war.

Obwohl Mutter in ihrer Haltung anscheinend unerschütterlich war, stockte uns beiden der Atem, als wir eines Morgens im Herbst ein heftiges Klopfen an der Tür unserer Hütte vernahmen. Wir wussten, das konnte nicht Frau Pimber sein, denn sie machte sich nie die Mühe zu klopfen. Da das Klopfen anhielt, öffnete Mutter die Tür und sah sich einer Frau gegenüber, die noch größer und plumper war als Frau Pimber. Sie machte einen verwirrten Eindruck, und ihre großen, wässrigen Augen schienen hervorzutreten, als sie – mit zwei Eiern in der ausgestreckten Hand – die Hütte betrat. Ihre Aufregung hielt an, und die Fettröllchen unter ihrem Kinn zitterten, als sie uns mitteilte, sie sei Liese, Frau Pimbers Nachbarin und älteste Freundin.

Herbst 1943

»Ihr braucht keine Angst zu haben«, sagte sie, »ich werde niemandem etwas sagen. Ich wusste von Anfang an Bescheid. Ihr habt nichts von mir zu befürchten; ich würde keinem Lebewesen etwas tun, nicht das Geringste!«

Nach einer Pause stellte Mutter sich vor. Der Kontrast zwischen den beiden Frauen hätte nicht größer sein können. Trotz allem, was sie durchgemacht hatte, sah Mutter so kultiviert und schön aus wie ein Foto in einem Modemagazin. Das Licht der nackten Glühbirne, die über unserem Tisch hing, verlängerte ihre Wimpern und betonte auf dramatische Weise die hohe, sanfte Linie ihrer Wangenknochen. Obwohl ihre großen, dunklen Augen nicht mehr richtig glänzten, hatten die Sorgen ihr doch eine innere Glut gelassen, die meine Augen feucht werden ließ, wenn ich sie ansah. Sogar ihre beschädigten und reparierten Kleider wirkten fein, während diejenigen unserer fettleibigen Besucherin einem zufällig zusammengeworfenen Haufen getragener Wäsche glichen. Aber die groben Gesichtszüge der Frau waren voller schlichter, bäuerlicher Freundlichkeit, und dies gab ihrer Stimme eine vertrauenerweckende Wärme. Sie umarmte uns und küsste Rena. Später sprachen wir von ihr wie von einer geliebten Tante und nannten sie Tante Lieschen.

Dieser unerwartete Besuch – wie auch der, der ein paar Tage später folgte – weckte in mir den Wunsch, die äußeren Grenzen unseres Verstecks zu erkunden. Obwohl ich die Gründe für Mutters striktes Verbot, unseren winzigen Radius während ihrer Arbeit bei Frau Pimber zu verlassen, vollkommen verstand, begann ich, jenseits des Waldes umherzuströmen und im Kornfeld an der Straße nach Blumen zu suchen. Das Haus des Nazis zog mich unwiderstehlich an. Als ich durch ein Loch in der Hecke an dem Zaun lugte, der sein Anwesen von dem der Pimbers trennte, war keine Menschenseele zu sehen. Aber ich entdeckte einen Apfelbaum, beladen mit großen, rotbackigen Früchten, der nicht weit entfernt stand, eben hinter dem Drahtzaun. Mein Magen zog sich zusammen, als ich mir vorstellte, wie ich zwei der säuerlichen Kostbarkeiten pflücken und dann mehrere davon zu Mutter nach Hause tragen würde. Aber

Herbst 1943

ich wagte es nicht. Ich kam nach Hause mit quälendem Hunger und Verlangen. Ich wusste, ich konnte Mutter nicht erzählen, dass ich so nah am Haus des Nazis gewesen war. Aber zugleich stellte ich mir vor, wie glücklich sie über ein paar Äpfel wäre und dass sie mir darüber vielleicht meinen Ungehorsam verzeihen würde, falls es mir gelingen sollte, welche zu holen.

Ich konnte nicht anders, als zu dem Baum zurückzukehren. Bei meinem dritten Besuch krabbelte ich auf allen vieren nahe genug heran und stellte fest, dass eine Menge Äpfel am Boden lagen, die offenbar nur darauf warteten, aufgesammelt zu werden. Ich sah auch, dass ein schwer beladener Ast so tief hing, dass ich einige Äpfel würde erreichen können, wenn ich auf den Zaun kletterte. Je länger ich darüber nachdachte, desto zuversichtlicher wurde ich. Schließlich kletterte ich hoch, ganz vorsichtig, um mein Kleid am Stacheldraht nicht zu zerreißen, dann richtete ich mich auf und griff erst einen und dann einen zweiten runden Apfel. Ich biss herzhaft hinein, schmeckte das saftige Fleisch und nahm gleich noch einen weiteren Bissen, bevor ich nach unten schaute.

Mein Triumph schlug um in Schrecken. Ein Mann mit einem Filzhut und einer tannengrünen Jacke kam vom Haus aus auf mich zu, mit wütend vorgerecktem Kinn. Vor Schreck kam ich auf dem Zaun ins Schwanken, und dann verlor ich mein Gleichgewicht völlig. Ich fiel auf den Rücken und schlug so hart auf dem Boden auf, dass die Luft mit einem Schlag aus meinen Lungen entwich und ich japsend am Boden lag, sicher, dass der wütende Nazi mich gleich packen würde. Nach einer gefühlten Ewigkeit gelang es mir aufzustehen, die Äpfel aufzusammeln und in den Wald zu laufen, wo ich mich hinter einem Baum versteckte, bis ich sicher war, dass ich nicht verfolgt wurde. Ich versuchte, einen der Äpfel zu essen, aber ich konnte nicht. Ich versteckte sie und kehrte zu unserer Hütte zurück, und mein Herz schlug heftig bei dem Gedanken, Mutter vor die Augen zu treten. Ich wusste, dass ich uns verraten hatte, und erwartete jeden Moment die SS mit Hunden und Gewehren. Als Mutter fragte, wo ich gewesen sei und warum ich so blass aussehe,

verging ich fast vor Schuld, aber ich biss mir auf die Lippen und sagte kein Wort.

In dieser Nacht träumte ich von einem Baby, das zwischen Trümmern lag, seine Decke schwelte und begann zu brennen. Ich wollte es retten, aber ein behelmter Feuerwehrmann mit einer Axt in der Hand jagte mich davon. Wohin ich mich auch wandte, überall stand eine Mauer, und in jedem Fenster war ein von loderndem Feuer umringtes Gesicht zu erkennen. Noch im Aufwachen sah ich für einen Moment das verschlagene Gesicht des Nazis, der mich anstarrte. Endlich schlief ich wieder ein, aber noch viele Morgen wachte ich mit dem Gedanken auf, dass wegen meines Fehlers jeden Moment Soldaten und Polizei mit Hunden kommen könnten, um uns zu verhaften.

Während eines ihrer Besuche erzählte uns Tante Lieschen, dass, obwohl sie und Marie Pimber seit ihrer Kindheit beste Freundinnen waren, sie über Kommunismus und Nazismus nie einer Meinung gewesen seien. Tante Lieschen hatte sich immer geweigert zu glauben, dass Hitler ein böser Führer war. Wir waren die ersten Juden, die sie kennengelernt hatte. Nun, nachdem sie unsere Freundin geworden war, war es ihr nicht mehr möglich, unsere Not mit ihrer Überzeugung in Einklang zu bringen. Sie verstand, wie beschämend es war, Juden zu verfolgen. Aber als sie ihrer alten Freundin von diesem Sinneswandel erzählt hatte, war Frau Pimber wütend geworden und hatte ihr verboten, uns zu besuchen oder uns Essen zu bringen. Danach kam Tante Lieschen nur noch selten und nur in der Dämmerung. Selbst dann entging sie nur selten Frau Pimbers zunehmend übelwollenden Blicken.

An meinem neunten Geburtstag überraschte uns Tante Lieschen mit den Zutaten für einen Kuchen. Es war mein Geburtstagsgeschenk, und es würde unser erster Kuchen seit Jahren sein. Während er im Backofen war, sogen wir den Duft ein und verschlangen schon jeden Krümel hundertmal im Voraus. Als er endlich fertig war, bemerkten wir, dass Mutter den geschmuggelten Zucker mit Salz verwechselt hatte und Salz an den Teig getan haben musste.

Sommer 1944

Der Kuchen sah perfekt aus, aber er war ungenießbar. Als ich versuchte, ihn trotzdem zu essen, weinte Mutter, als ob jemand gestorben wäre.

Tante Lieschen lieh uns auch ein Radio. Einige Tage später, als ich draußen Wache hielt, während Mutter drinnen BBC hörte, bekam ich mit, wie Frau Pimber ihre Katze rief, eine schöne, rauchblaue Perserkatze, die Tante Lieschen ihr geschenkt hatte. Die Katze tauchte auf, und Frau Pimber nahm sie auf den Arm. Aber anstatt sie zu streicheln, steckte sie sie in einen Stoffsack, und die Katze begann unheimlich zu jaulen. Während ich mich noch fragte, was da gerade geschah, steckte Frau Pimber noch einen großen Stein in den Sack, schnürte ihn mit einem langen Stück Wäscheleine zu und trug ihn zu dem Brunnen, der zwischen unserer Hütte und ihrem Haus lag. Für einen kurzen Augenblick hielt sie den zappelnden Sack noch vor ihren Körper, und dann ließ sie ihn in den Brunnen-schacht fallen.

Ich sprang auf und wollte zum Brunnen laufen, aber ich spürte die Gefahr und rief mir ins Gedächtnis, dass ich auf meinen Platz als Mutters Wachtposten zurückmusste. Also setzte ich mich schnell wieder hin. Nach einer mir unendlich lange erscheinenden Weile holte Frau Pimber die Leine ein und zog den tropfenden, aber nun bewegungslosen Sack aus dem Brunnen. Dabei sah sie in meine Richtung. Sie zog eine böse Grimasse, löste die Leine und zog den Sack den Hügel hoch zu ihrem Haus.

Später sah ich Frau Pimber zu unserer Hütte kommen. Ich steckte meinen Kopf in die Tür und alarmierte Mutter, dann rannte ich zur Höhle. Während die beiden Frauen miteinander sprachen, ging ich zum Brunnen und sah in den kühlen, stillen Schacht hinunter. Ich musste einen Sinn in dem finden, was ich gesehen hatte, dem Ganzen eine andere Erklärung geben oder ein anderes Ende finden. Aber während ich in den Brunnen starrte und darüber nachdachte, was ich gesehen hatte, fühlte ich mich nur noch schlechter.

Als ich hochkam und mich umdrehte, um wegzugehen, traf mich eine schallende Ohrfeige von Frau Pimber. Sie schlug mich mit sol-

cher Wucht, dass ich gegen die steinerne Umrandung des Brunnens geschleudert wurde. Ich war zu erschrocken, um zu schreien, und rannte weg, so schnell ich konnte – aus Angst, dass mir andernfalls das gleiche Schicksal wie der Katze drohte. Ich rannte zu unserer Hütte, presste meine Hand gegen die brennende Wange und wollte nichts anderes, als von Mutter getröstet werden. Als ich jedoch die Tür erreichte, hielt ich inne und versuchte, mich zu sammeln, um Mutter nicht zu sehr aufzuregen. Ich fürchtete, sie würde vielleicht etwas Unüberlegtes tun, und fühlte mich auf unbestimmte Weise schuldig, als ob ich Frau Pimber bewusst provoziert hätte. Während ich nach Luft schnappte, befühlte ich meinen Hinterkopf, der an der Stelle, mit der ich an die Umrandung gestoßen war, zu brennen begonnen hatte. Meine Fingerspitze fühlte sich etwas feucht an, und schnell sah ich, dass ich etwas geblutet hatte, nicht viel, aber genug, um Mutter zornig zu machen. So drehte ich mich um und rannte weg in den Wald.

Ich rannte zwischen den Bäumen, bis ich zu einem breiten Wassergraben kam, den ich mit einem großen Satz übersprang, und landete auf einem engen, ungepflügten Feldweg. Ich huschte über den Weg, obwohl ich wusste, dass das streng verboten war, und tauchte auf der anderen Seite in ein Feld mit grüngoldenem Weizen ein. Ich rannte gebückt durch die Halme, die fast meine Größe hatten, bis ich sicher war, dass man mich von der Straße aus nicht mehr sehen konnte. Dann hielt ich an, um zu Atem zu kommen, und sah mich um. Das Getreide schien sich zu bewegen, und ich konnte es rascheln hören, sodass ich für einige Sekunden dachte, ich würde verfolgt, aber es war nur der Wind in den Ähren. Der Himmel war so hell von Licht, dass er mir wie ein strahlendes Lächeln vorkam, das mich einlud, zurückzulächeln, trotz meiner Ängste und des Brennens an meinem Hinterkopf. Völlig hingerissen war ich, als mein Blick auf eine blutrote Mohnblume fiel. Als ich sah, wie sie nickte und sich graziös im Windhauch wiegte, waren alle Gedanken an die gerade erlittenen Unannehmlichkeiten wie weggeblasen.

Ich kroch vorsichtig zu der Mohnblume, als ob sie ein Vogel

06. Juni 1944

► D-Day
Die westlichen Alliierten landen an der Küste der Normandie, Frankreich.

22. Juli 1944

Das Attentat der Offiziere um Oberst Graf von Stauffenberg auf Hitler in der Wolfsschanze misslingt.

23. Juli 1944

Das KZ Majdanek wird als erstes der deutschen Vernichtungslager durch die Rote Armee befreit. Darüber wird international berichtet.

25. August 1944

Beginn der Schlacht um Paris

14. Januar 1944

Beginn des erfolgreichen sowjetischen Angriffs auf den deutschen Belagerungsring um Leningrad.

22. März 1944

Ein schwerer Bombenangriff auf Frankfurt am Main löscht die historische Altstadt aus. In den 2010er Jahren wird diese originalgetreu rekonstruiert und sieht heute täuschend echt aus.

wäre, der wegfliegen könnte. Dann untersuchte ich hingebungsvoll ihre ausgesucht schlichten Formen. Vier purpurrote, fächerförmige Außenblätter, die sich teilweise überlappten, bildeten eine Schale um eine blassgrüne Samenkapsel, die ihrerseits unter einem winzigen, goldspitzigen Strahlenkranz lag. Nachdem ich die Blüte aus jedem Blickwinkel bewundert und auch festgestellt hatte, dass der schwarze Grund der Schale in Purpur überging, pflückte ich die ganze Blume und brach den Stiel möglichst tief ab, um auch alle grünen Knospen mitzunehmen. Dann sah ich mich nach mehr um.

Das Feld, das von der Straße aus wie ein wogendes, golddurchwirktes Tuch ausgesehen hatte, war mit leuchtenden Mohnblumen und sattblauen Kornblumen durchtupft, während unzählige weiße Gänseblümchen und Margeriten ihre gelben Gesichter heiter der Sonne entgegenstreckten. Wie wundervoll das ist, dachte ich. Margeriten erinnern an Mutters Vornamen, die Kornblumen passen zu Renas Augen, und ich liebe Mohnblumen über alles. Aber nachdem ich einen Armvoll zusammengepflückt hatte, wurde mir klar, dass ich sie, wie auch die Äpfel, nicht mit nach Hause nehmen konnte. Mutter würde erfahren, dass ich den Feldweg überschritten hatte, und meine Blumen würden ihr daher mehr Schmerz als Freude bereiten. Wir hatten zwar gehört, dass die Amerikaner und Engländer in Frankreich gelandet waren und dass die Russen die deutschen Armeen im Osten mit tobender Wut bestrafen. Das ließ uns hoffen, dass der Krieg nicht ewig weitergehen würde. Aber ich wusste auch, dass wir noch keinerlei Risiko eingehen durften.

Ich stand mit meinen Blumen am Feldrand und war so enttäuscht, dass ich am liebsten geweint hätte. Aber stattdessen wandte ich mich um und ging zurück in das wogende Feld und hielt erst an, als ich meinte, in der Mitte angekommen zu sein. Dort legte ich meine Blumen nieder, arrangierte sie kreisförmig und ging noch mehr pflücken. Ich häufte die neu gepflückten auf die älteren und fuhr mit dem Pflücken fort, bis ich genug für ein dickes, weiches Lager hatte. Dann legte ich mich in mein Blumenbett und guckte hinauf zum Himmel.

Sommer 1944

Ich sah die gleißende Sonne wie ein Weberschiffchen durch Wolkenlagen stechen. Unterhalb der Wolken kreiste ein Vogelschwarm, stieg auf, wechselte pfeilförmig die Richtung und wiederholte diese akrobatische Übung in jede Himmelsrichtung, bevor er in eine Ecke des Kornfelds eintauchte. Ich vergaß, dass ich Hunger hatte, vergaß die Flammen und Schreie, vergaß Marie Pimbers Katze und sogar, dass Mutter BBC hörte und sich sorgen würde, weil ich nicht da war. Ich schloss meine Augen, ließ meine Phantasie aber keine Bilder produzieren, wie ich es sonst tat, wenn ich im Bett lag oder in unserem Höhlenversteck. Ich wollte, dass nichts die Schönheit des Augenblicks trübte und das wunderbare Gefühl einzigartiger Freiheit anhielt. Ich hörte meinem Herzschlag zu, dem Rascheln des Weizens und dem fremdartig pulsierenden Summen der Insekten und muss so in einen leichten Schlaf gefallen sein.

Plötzlich bedeckte eine große, raue Hand meinen Mund und den größten Teil meines Gesichts. Eine schroff und eindringlich klingende männliche Stimme redete auf mich ein oder fragte mich etwas, immer wieder, in gebrochenem Deutsch, das mit einer anderen Sprache durchsetzt war, die ich nicht kannte. Hin und wieder löste der Mann seinen Griff von meinem Gesicht, sodass ich Luft holen und ihm antworten konnte, aber sein Atem war so schlecht, dass das Gefühl des Erstickens sogar noch stärker war. Als Antwort schüttelte ich meinen Kopf und hielt mir die Ohren zu, um ihm zu zeigen, dass ich ihm nicht länger zuhören wollte. Obgleich das meiste, was er sagte, unverständlich war, spürte ich, dass er genau das wissen wollte, was ich ihm auf keinen Fall sagen durfte. Meine Furcht war so deutlich erkennbar, dass mein Peiniger eine Pause einlegte, seinen Kopf über mich beugte und mich auf die Augen küsste. Als er seine Lippen zurückzog, konnte ich sehen, dass Tränen über sein stoppeliges Gesicht rannen und Schlieren durch die schmutzige Haut zogen, sodass er wie ein trauriger Clown aussah, der versuchte zu lachen. Nun wurden auch meine Augen feucht.

Der Mann fuhr fort, mich zu etwas aufzufordern, aber seine Stimme war jetzt viel sanfter, es klang nun mehr nach einem Flehen

als nach einem Befehl. Er zog mich hoch und sah mich mit seinen kornblumenblauen Augen so forschend an, dass ich meine lieber zumachte, als ob ich ihn daran hindern musste, meine Gedanken zu lesen. Ich verstand, dass ich ihn mit zu Mutter nehmen sollte, aber das konnte ich nicht, weil ich ja wusste, dass man sie töten würde, wenn sie entdeckt würde, und Rena auch und wahrscheinlich sogar Helga. Gleichzeitig war mir klar, dass der Mann mich nicht gehen lassen würde, bevor er bekommen hätte, was er wollte, und es gab keinen Ort, an den ich hätte fliehen können. Reue und Schuldgefühle übermannten mich bei dem Gedanken, dass mein Ungehorsam Mutter das Leben kosten würde. Ich dachte, es wäre besser für mich, hier auf diesem Blumenbett zu sterben, aber ich wusste, dass es mir nicht gelingen würde.

Der Mann versuchte nicht, mir wehzutun. Stattdessen kniete er und hielt mich locker in seinen Armen. Ich war überzeugt, dass er kein Deutscher war und noch weniger ein Nazi. Seine Versuche, Deutsch zu sprechen, waren so unbeholfen, dass es mir ein Leichtes war, so zu tun, als ob ich gar nichts verstünde. Er war nur Haut und Knochen, sah elend und sehr schmutzig aus, und ich war mir ziemlich sicher, dass es sich um einen Gefangenen handelte, auch wenn ich nicht wusste, um was für einen. Unter dem Dreck und den Bartstoppeln war seine Haut blass, und das kurz geschnittene Haar auf seinem Kopf und an den Händen und Handgelenken war rötlich-blond. Ich glaubte nicht, dass er Jude war, aber mir war klar, dass er sehr gelitten hatte.

Ich weiß nicht, wie lange wir in dieser ungewissen Situation verharren, nur, dass ich irgendwann wieder anfang zu weinen und der Mann mich fest in seine Arme schloss und sein Bestes tat, um mich davon zu überzeugen, dass er mir nichts antun wollte. Ich glaubte ihm, wusste jedoch, dass es für mich deshalb noch lange nicht in Ordnung war, unser Versteck zu verraten. Aber schließlich, immer noch mit einem Gefühl, als ob ich Feuer verschluckt hätte, führte ich den Mann über die Straße zu unserer Hütte.

Mutter stand draußen, als wir uns zwischen den Bäumen näher-

Sommer 1944

ten. Sie wurde blass und schlug eine Hand vor den Mund, um einen Schrei zu unterdrücken. Der Mann kam näher und sprach in seinem schlechten Deutsch und einer anderen Sprache inständig, aber auch unsicher auf sie ein. Mutter antwortete kaum, nahm mich aber schließlich in den Arm und führte mich nach drinnen, wobei sie die Tür aufließ, damit der Fremde hinter uns nachkommen konnte.

Mutter schalt mich nicht dafür aus, dass ich das Grundstück verlassen und den Mann zu unserem Versteck gebracht hatte, aber das war auch gar nicht nötig. Ich schämte mich meines Verhaltens und wusste genau, dass durch die Anwesenheit des Mannes die Wahrscheinlichkeit, entdeckt und getötet zu werden, immens wuchs. Wir waren zwar unterernährt, aber er war fast verhungert, und so teilten wir das wenige Essen, das wir hatten. Spät in der Nacht ging er weg, um Lebensmittel zu organisieren, aber er war nicht sehr erfolgreich, und seine vergebliche Mühe erhöhte sogar noch das Risiko, entdeckt zu werden. Er verstand die Situation und blieb nicht länger als ungefähr eine Woche bei uns. Trotz meines anhaltend schlechten Gewissens, weil ich unser Versteck verraten hatte, ließ er mich in der kurzen Zeit, in der er bei uns war, spüren, dass ich etwas Besonderes war.

»Du hast mein Leben gerettet«, pflegte er zu sagen und sah mich liebevoll an, wiederholte den Satz und strich mir über das Haar.

Ich erfuhr, dass sein Name Carlo war und dass er aus Jugoslawien stammte, einem Land, von dem ich nur wenig gehört hatte. Nach der Besetzung seines Landes durch die Deutschen war er verhaftet und nach Ostpreußen deportiert worden, wo er in einer Kohlenmine nahe der polnischen Grenze arbeiten musste. Als sich die Rote Armee der Region näherte, wurden er und andere Sklavenarbeiter in Richtung Westen in Marsch gesetzt, um im Inneren Deutschlands an Verteidigungsanlagen zu arbeiten. Während des Marsches konnte er flüchten und wollte gleich nach Belgrad zurückkehren, wo er eine Frau und eine Tochter hatte, die er seit beinahe drei Jahren nicht mehr gesehen hatte. Vorsichtshalber war er

Herbst 1944

nur nachts unterwegs gewesen und hatte sich im Wald versteckt – bis er mich in das Weizenfeld springen sah, um Blumen zu pflücken.

Carlo erzählte Mutter und mir, dass seine Tochter in meinem Alter sei und dass es sich für ihn anfühle, als ob er sie hielte, wenn er seine Arme um mich legte. Er sagte uns auch, dass er selbst als Gefangener in einem abgelegenen Arbeitslager davon gehört hatte, was die Deutschen den Juden antaten. Manchmal weinte er, wenn er über die Grausamkeit der Nazis oder über seine Frau und seine Tochter sprach. Dann versuchte ich, ihn zu trösten, und ging nahe zu ihm hin, damit er mein Haar streicheln oder mich umarmen konnte, wenn er es wollte. Obwohl er viel dünner und emotionaler war, erinnerte Carlo mich an Vater und half mir, mich an Dinge zu erinnern, die ich schon fast vergessen zu haben glaubte.

Nachdem Carlo uns verlassen hatte, begann ich wieder an die wundervollen Mohnblumen, Kornblumen und Gänseblümchen zu denken und wünschte mir inständig, zu dem Weizenfeld zurückzukehren. In Gedanken stellte ich mir die Blumen oft vor und arrangierte sie immer wieder neu. Sogar nachts träumte ich von ihnen. In einem Traum setzten die flammengleichen Mohnblumen das Feld in Brand, und ich rannte, um die Flammen zu löschen, bis ich schließlich auf einem Lager aus Blumen zusammenbrach, das, wie sich zeigte, aus Wasserlilien in einem stillen Teich bestand. Ich lag ruhig auf einem Lilienpolster mitten im Teich und wusste, dass ich hier vor dem Feuer sicher war. Aber als ich Stimmen über das Wasser schallen hörte, zwang ich mich aufzuwachen.

An einem außergewöhnlich windigen Frühherbstabend öffnete Frau Pimber unsere Tür, stieß ihren massigen Körper in den Rahmen und rief, dass ein Gewittersturm im Anmarsch sei. Sie sagte, dass Mutter und ich ihr helfen sollten, Heu zu sammeln und in die kleine Scheune zu bringen, bevor der Regen es ruinieren würde. Mutter bestand darauf, dass ich angesichts des drohenden Sturms bei Rena bleiben müsste, und folgte Frau Pimber. Innerhalb weniger Minuten war der Sturm da. Blitze jagten über den Himmel, und Donnerschläge erschütterten die Wände unserer Hütte. Der Wind

riss die Teerpappe vom Dach, und schon prasselten Hagelkörner auf das nackte Holz, als wenn jemand einen Sack voll Kieselsteine darüber entleerte. Ich riss Rena in meine Arme, aber nachdem das Licht ausging, begann sie so laut zu schreien, wie sie konnte, und ich wünschte, ich könnte das Geräusch mit Radiowellen zu Mutter senden, damit sie es ebenfalls hörte und kommen würde.

Als Donner und Blitz allmählich weiterzogen, prasselte der Regen immer stärker, und es war, als ob wir unter einen Wasserfall geraten wären. Bald konnte ich hören und fühlen, wie der Regen an mehreren Stellen durch das Dach drang. Ich zündete eine Laterne an und versuchte, unsere Sachen so aufzustellen, dass der Schaden so gering wie möglich blieb. Aber der Regen hämmerte ohne Unterlass weiter auf uns ein, und Rena und ich fühlten uns immer elender. Zweimal ließ der Sturm für eine kurze Weile nach, aber schon brüllten uns neue Orkanböen entgegen. In den kurzen Ruhephasen stand ich mit hochgehaltener Laterne auf der Türschwelle, damit Mutter ihren Weg zu uns so schnell wie möglich finden würde. Als ihre Rückkehr immer mehr auf sich warten ließ, begann ich mir Sorgen um sie zu machen und stellte mir alle erdenklichen furchtbaren Ereignisse vor, die sie fernhalten könnten, eingeschlossen der Verrat durch Frau Pimber.

Nach gefühlten Stunden zogen Wind und Regen ab, und das Tropfen in unserer Behausung hörte endlich auf. Ich brachte Rena zu Bett und erzählte ihr zum Einschlafen eine Geschichte von einem Mädchen, das beim Betrachten seines Spiegelbilds in einen See fiel, aber von seiner Schwester gerettet wurde, die ihr als Ersatz für das nasse Kleid ein schönes neues gab, das sie selbst genäht hatte. Als Mutter immer noch nicht kam, nahm meine Angst, dass ihr etwas passiert sein könnte, immer mehr zu. Vielleicht war sie unter einem umgestürzten Baum gefangen oder brauchte anderweitig Hilfe. Gleichzeitig war ich davon überzeugt, dass sie mir nie vergeben würde, wenn ich Rena allein ließ – sogar dann nicht, wenn Mutter selbst verletzt sein sollte. Ich entschloss mich trotzdem, loszugehen und sie zu suchen.

07. Oktober 1944

Im KZ Auschwitz-Birkenau findet ein Aufstand des jüdischen »Sonderkommandos« statt: Weibliche Gefangene hatten Sprengstoff von ihrer Zwangsarbeit in einer Waffenfabrik hereingeschmuggelt, sodass die Häftlinge, die die Gaskammern und Krematorien bedienen mussten, das Krematorium IV damit teilweise zerstören können.

19. Oktober 1944

Die von Adolf Hitler befohlene Zerstörung Warschaus beginnt. Die historische Altstadt Warschaus wird nach dem Krieg mit großer Sorgfalt und Expertise täuschend echt rekonstruiert.

Als ich aus der Hütte trat, hatte sich der fast volle Mond gerade durch die Wolkendecke gekämpft und tauchte die großen Pfützen vor mir in helles Licht. Aber er schien nicht lange genug, als dass ich sie hätte umgehen können. So watete ich beinahe knietief durch Wasser und Matsch, der mir fast die Schuhe von den Füßen zog. Als ich bis auf wenige Meter an eine Scheune herangekommen war, hörte ich ein unerwartetes, aber nicht unvertrautes Rauschen, das ich dennoch nicht identifizieren konnte. Da ich aber nicht anhalten wollte, ging ich einfach vorwärts und war überrascht und schockiert zugleich, als der Boden unter mir komplett nachgab. Ich rutschte aus in einem Strudel, in dem ich weder schwimmen noch stehen konnte.

Steinerne Fäuste kratzten und schlugen gegen meinen Körper, als die Strömung mich an meinem Kleid durch das Wasser zog und plötzlich meinen Kopf für einige schreckliche Sekunden unter die Oberfläche trieb. Vater hatte mir das Schwimmen beigebracht, aber hierauf hätte mich nichts vorbereiten können. Während ich kopfüber von der Strömung umhergeschleudert wurde, schlug ich wild um mich, schluckte schmutziges Wasser und griff nach allem, was meine Hände erreichen konnten. Schließlich fand ich in einem seichten Abschnitt, den ich dann als den Drainagegraben der Scheune erkannte, Halt.

Der Graben war viel größer und so voll Wasser wie nie zuvor. Mit aller Macht versuchte ich, ein steiles Ufer hinaufzuklettern, und wurde wieder mehrere Meter weit fortgespült, bis ich an einer anderen seichten Stelle erneut an den Rand getrieben wurde. Ich saß mit meinem Hinterteil in dem schäumenden Wasser und stand zu sehr unter Schock, um mich zu bewegen, als ich das rhythmische »Huhuu« der Schleiereule wahrnahm, die ich im letzten Sommer gesehen und der ich nachts im Bett zugehört hatte. Ich erinnerte mich daran, dass der stolze, aber gütige Blick des Vogels mich an meine Großmutter erinnert hatte, und ich fühlte mich getröstet durch sein wiederholtes Rufen, das mir wie die freundliche Warnung eines Schiffsnebelhorns im Dunkeln vorkam. Nachdem ich durch die

Stimme dieses verwandten Geistes wieder Sicherheit gewonnen hatte, begann ich ganz in Ruhe mit meinen Füßen nach Steinen zu suchen, die mir Halt gaben. Dann griff ich um mich, bis ich Wurzeln und steinerne Vorsprünge fand, die ich mit meinen Händen fassen konnte. Langsam und vorsichtig kletterte ich aus dem vergrößerten Graben und stellte fest, dass er längst nicht so tief war, wie ich geglaubt hatte. Dann stand ich still und lauschte, ob ich wieder die Eule hören würde. Stattdessen hörte ich, wie Mutter meinen Namen rief. Ich rannte zu ihr und hielt sie eng umschlungen, unendlich erleichtert, dass wir beide heil und wieder vereint waren. Sie musste sich fast mit Gewalt aus meiner Umklammerung lösen, damit wir zurück in unser vom Sturm heimgesuchtes Zuhause gehen konnten. Dort schlief Rena zum Glück tief und – welch ein Wunder – ohne nass geworden zu sein.

In diesem Winter froren und hungerten wir mehr als je zuvor. Seit mehr als einem Jahr waren wir auf Frau Pimbers Bauernhof versteckt, und wir wurden immer dünner und schwächer. Aber wir waren froh, den Bombenangriffen und Deportationen entkommen zu sein, und fassten wieder Mut, als wir hörten, dass die Russen aus dem Osten und die Briten und Amerikaner aus dem Süden immer näher rückten und sich kampfstark zu uns durchschlugen. Unser Traum, dass der Krieg bald vorüber sein würde, wich allerdings der Verzweiflung, als eines Abends Frau Pimber zu unserer Hütte kam, um uns mitzuteilen, dass Vater verhaftet worden sei. Mutter war am Boden zerstört, und anfangs war ich es auch. Aber als ich mich erinnerte, wie die Gestapo mit Onkel Fred umgegangen war, weigerte ich mich, Frau Pimber zu glauben. Vater war zu schlau und zu einfallreich, um sich festnehmen zu lassen, sagte ich mir. Liebend gern hätte ich das auch Frau Pimber mitgeteilt, aber ich hielt mich zurück, weil ich so wenig wie möglich mit ihr zu tun haben wollte – was schwer war, weil sie begonnen hatte, bei uns die Radionachrichten zu hören. Als sie uns bald darauf erzählte, dass Vater an die zusammenbrechende Ostfront geschickt worden sei, fühlte ich mich vollkommen bestätigt. »Er war zu schlau für sie!«, sagte ich

Winter
1944/45



Marione spricht darüber, wie ihr Vater mit seiner Tätigkeit für die Résistance aufgefliegen war und an die Ostfront strafversetzt wurde.

27. Januar 1945

Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz durch die Rote Armee. Die SS hatte dieses zuvor weitgehend geräumt und die Inhaftierten zu Fuß westwärts durch den eisigen Winter getrieben. Hierbei starben so viele der bereits völlig entkräfteten Menschen, dass heute von den »Todesmärschen« gesprochen wird.

19. März 1945

Hitler befiehlt »Zerstörungsmaßnahmen im Reichsgebiet«, damit die alliierten Truppen eine unbrauchbare Infrastruktur vorfinden.

12. April 1945

Franklin D. Roosevelt, der US-amerikanische Präsident, stirbt nach längerer Krankheit. Sein Nachfolger wird Harry S. Truman.

ihr ins Gesicht. Dann erzählte ich ihr noch, dass er Russisch spreche und bestimmt einen Weg fände, sich den Russen anzuschließen. Das ließ sie schnauben wie ein Ochse, aber sie widersprach mir nicht.

Als der frostkalte Winter dem launischen Mal-Sonne-mal-Regen-Wetter des frühen Frühjahrs wich und die alliierten Armeen immer näher rückten, mehrten sich im nahen Wald die Anzeichen, dass sich hier noch weitere Flüchtlinge aufhielten. Gelegentlich flackerte ein Lagerfeuer in der Nacht, und die Gerüche des Fluchtelends vermengten sich mit dem berauschenden Aroma von Kiefernadeln. Wir begannen uns zu sorgen, dass einer oder mehrere der Flüchtlinge zu unserem Versteck vordringen könnten, und gewöhnten uns allmählich an den Gedanken, dass eine solche Begegnung früher oder später unausweichlich sein würde.

So waren wir nicht allzu sehr überrascht, als in einer stürmischen Aprilmacht Frau Pimber zu unserer Hütte kam und zwei verzweifelt aussehende Männer im Schlepptau hatte, beide mit Stoppelbärten und in bäuerlicher Arbeitskleidung, die wohl vom kleineren und dickeren Herrn Pimber stammen musste. Der Größere von den beiden hinkte und stützte sich auf einen groben Stock und war viel schwächer als sein jüngerer, verhältnismäßig robuster Gefährte. Der Letztere machte rasch eine Bestandsaufnahme von allem, was wir hatten, als wollte er prüfen, ob es sich lohnte, etwas mitgehen zu lassen. Trotz seiner anscheinend guten Gesundheit wirkte er so verstört und potenziell gewalttätig, dass Mutter blass wurde, als er Rena nach ihrem Namen fragte und meine jüngere Schwester sich scheu hinter Mutter versteckte und sich weigerte zu antworten.

»Sag ihm deinen Namen«, sagte Frau Pimber, »er wird dir nichts tun.« Als Rena stumm blieb, beschloss ich, für sie zu antworten. »Sie heißt Renate, und sie ist erst fünf.«

Frau Pimber hatte etwas altes Schwarzbrot und einen blassgelben Käse für die Männer mitgebracht und sogar Portionen für uns dabei. Sie meinte, dass die Männer drinnen oder draußen oder in der

Erdhöhle schlafen könnten, das sei ihr egal. Als Mutter sagen wollte, dass es ihr lieber sei, wenn die Männer in der Höhle schliefen, schnitt Frau Pimber ihr das Wort ab und erklärte, sie wisse genau, dass wir nur wenige Wochen zuvor einem Mann bei uns Unterschlupf gewährt hatten.

Das war das erste Mal, dass sie erkennen ließ, dass sie von Carlo gewusst oder es herausgefunden hatte, obwohl wir uns alle Mühe gegeben hatten, seine Existenz geheim zu halten. Ihr Gesicht glich einer rosafarbenen, vom Schatten eines vorstehenden Kopftuchs bedeckten Maske, sodass es unmöglich war zu sagen, ob sie mit ihren Worten mehr Wachsamkeit oder mehr Toleranz zum Ausdruck brachte, als wir ihr zugetraut hatten.

Nachdem sie gegangen war, wuschen die beiden Männer sich Hände und Gesicht und verschlangen das Brot und den Käse, genau wie wir auch. Wir bemerkten, dass sich der Jüngere sehr aufmerksam um seinen Genossen kümmerte und dass die Wildheit, die in seinem Blick und seinem Auftreten gelegen hatte, langsam nachließ, sodass ich mich bald traute, ihn nach seinem Namen zu fragen.

»Rainer«, sagte er. »Mein Name ist Rainer.« Er versuchte zu lächeln, aber es war unübersehbar, dass er darin keine Übung mehr hatte. Als ich ihn fragte, woher er komme, antwortete er, er käme aus Neuengamme. Er fragte mich, ob ich von Neuengamme gehört hätte.

Wie alle Welt wusste ich, dass Neuengamme ein großes Konzentrationslager in einem Außenbezirk von Hamburg war. Aber das sagte ich nicht, weil er in meinen Augen zu kräftig aussah, um ein Gefangener gewesen zu sein.

Später erzählten die Männer Mutter, dass sie aus dem Lager geflohen seien, weil man vorhatte, alle Gefangenen zu töten. Sie sollten daran gehindert werden, den in wenigen Tagen erwarteten Alliierten zu berichten, was man ihnen angetan hatte. Als Mutter protestierte und meinte, das würde bedeuten, Tausende Gefangene zu ermorden, meinte Rainer, dass die Befehle dazu aus Berlin gekommen seien und in ganz Deutschland ausgeführt würden. Erst

23. April 1945

Berlin ist komplett eingeschlossen; Beginn der Schlacht um Berlin. Jüdische Menschen, die sich auf dem Gelände des Jüdischen Friedhofs in Weißensee versteckt gehalten hatten, begrüßen die ersten sowjetischen Soldaten, ihre Befreier.

29. April 1945

Das Konzentrationslager Dachau bei München wird durch US-Truppen befreit.

Frühjahr 1945

1. Mai 1945

begann Mutter zu weinen, dann Rena, schließlich auch ich – nicht zuletzt, weil ich wütend war, dass die beiden Männer uns solche schaurigen Nachrichten brachten. Sie verließen uns am nächsten Morgen, ohne zu sagen, wohin sie gingen. Ich war froh, sie gehen zu sehen, und sagte mir, dass sie gelogen haben mussten.

Ein paar Morgen später, als ich mit den Fingern die filigranen Schatten nachzeichnete, die die ersten jungen Blätter auf die Wand unserer Hütte warfen, kam Tante Lieschen den Pfad herangeschwebt, mit fliegenden Röcken und Ärmeln, und sah so heiter aus, als ob sie von einer Schnapsprobe käme. Sie blieb stehen und hielt eine Hand über ihre Augen, um sich vor der Sonne zu schützen. Ich erklärte ihr, dass Mutter mit Rena in den Wald gegangen sei, um Pilze zu suchen. Daraufhin ergriff sie meine Hand und erklärte, dass wir auch einen Spaziergang machen könnten. Ich war unsicher, was ich machen sollte, denn sie hätte wissen müssen, dass es mir nach wie vor nicht erlaubt war, das Grundstück zu verlassen. Da ich davon ausging, dass wir nach Mutter suchen oder im erlaubten Bereich bleiben würden, willigte ich ein. Aber anstatt in die Richtung zu gehen, die Mutter genommen hatte, führte Tante Lieschen uns zu dem Weg, der an den Wald und das Weizenfeld grenzte. Ich dachte, dass sie einen Scherz machte und bald anhalten und umkehren würde, folgte ihr aber trotzdem.

»Heute ist Maifeiertag!«, piepste Tante Lieschen mit ihrer hohen Stimme einen knappen Meter über meinem Kopf. »Es ist Maifeiertag, und wir müssen einen schönen Blumenstrauß pflücken.«

Ich wusste, dass Tante Lieschen mich mochte, und freute mich, dass sie meine Gesellschaft suchte. Anstatt mich an das Beinahe-Desaster zu erinnern, als ich die Äpfel stehlen wollte, rief ich mir die Schönheit der Blumen im Weizenfeld in Erinnerung. Ich atmete tief ein, genoss den geheimnisvollen Duft neuen Lebens und sah hoch zu den riesigen Wolken, die wie Eisberge im blauen Himmel schwammen. Ich zögerte nicht länger und lief in das Sonnenlicht, das so golden war, dass ich meine Finger darin eintauchen wollte. Als ich Wildblumen entdeckte, verlor ich alle Zurückhaltung und

begann, die schwere ältere Frau auf der Straße hinter mir heranziehen. Es war, als ob ich einen dicken Ballon im Schlepptau hatte, und trotzdem fühlte ich mich federleicht, als sie ihren Kopf mit dem Tuch darum hin und her wiegte und lachte.

Nachdem wir bei der Backsteinruine eines Bauernhauses eine Handvoll Narzissen gesammelt hatten, gingen wir auf die Straße zurück und setzten unseren Spaziergang fort. Dann, urplötzlich, tauchte direkt vor uns Frau Pimber auf. Sie schien wie aus dem Nichts zu kommen, wie der Teufel in einem Puppenspiel. Da sie uns aber ihren breiten Rücken zeigte, ging ich erleichtert davon aus, dass sie uns wohl nicht gesehen hatte. Plötzlich, ohne sich umzusehen, hielt sie an und bückte sich, hob ihren langen, dicken Rock an, zog ihre rosa Unterhose herunter und entblößte ihren riesigen weißen Hintern. So verharrte sie unbeweglich, und ihr enormer, unglaublich blasser und unglaublich leuchtender Mond schien in unsere Gesichter.

Tante Lieschen hielt an und rang nach Atem, aber ich starrte wie gebannt hin, bis sie meine Augen mit einem Teil ihres eigenen Rockes bedeckte. Ich versuchte wild gestikulierend, mich von dem Sichtschutz zu befreien, aber Tante Lieschen drehte mich einfach um und brachte mich zu unserer Hütte, ohne mir auch nur einen einzigen Blick zurück zu erlauben.

Mutter war über eine Nachricht, die sie gerade im Radio gehört hatte, so aufgeregt, dass sie mich ausnahmsweise nicht einmal fragte, wo ich gewesen war. »Hitler ist tot!«, rief sie, unfähig sich zu beherrschen. »Das Biest ist tot! Die Russen haben ihn in Berlin getötet. Es ist vorbei! Er ist tot! Es ist vorbei!«

Ich umarmte und küsste sie und tanzte um die Hütte, während sie Rena küsste und in die Luft warf und dabei gleichzeitig weinte und lachte.

»Sind Sie da wirklich sicher?«, fragte Tante Lieschen und sah fassungslos und sogar ein bisschen traurig aus.

Sie war nicht wirklich traurig, aber ihre Frage erinnerte uns daran, dass wir noch nicht wirklich frei waren. Wir waren immer noch Juden, und dies war immer noch Deutschland. Im Radio

Seit Januar 1945 lebt Hitler überwiegend in dem Bunker der Reichskanzlei in Berlin.

Am 30. April 1945 verteilt er Zyankaliumkapseln an die Anwesenden und erschießt sich selbst.

hatten sie nichts von einer Kapitulation gesagt. Aber ich war so glücklich, dass der Führer der Hasserfüllten tot war, dass ich sogar Frau Pimber anlächelte, die herüberkam, um zu sehen, was es mit dem Krawall auf sich hatte. Nachdem ich kurz zuvor das glänzende Hinterteil dieser plumpen Frau gesehen hatte, hätte ich mir auch ein Lächeln nicht verkneifen können, wenn die Nachricht weniger bedeutsam gewesen wäre. Ich wusste, dass sie mich nicht mochte und wahrscheinlich alle Juden nicht leiden konnte, aber sie freute sich, weil sie Hitler genauso ablehnte wie ich.

Tante Lieschen stand immer noch unter dem Eindruck von Frau Pimbers Mond und weigerte sich, mit ihrer früheren Freundin zu reden. Erst als diese gerade hinausgehen wollte, um etwas Schnaps zu holen, meinte sie, dass es nicht richtig sei, irgend-jemandes Tod zu feiern. Damit provozierte sie ein ungewöhnlich lautes Schnauben von Frau Pimber, die mich im Hinausgehen so boshaft angrinste, dass ich dachte, sie würde gleich noch mal ihre Röcke anheben. Aber, als ob sie mir den Spaß extra verderben wollte, ließ sie sie nur ein wenig wippen, als sie den Pfad wieder hochwatschelte.

Am nächsten Tag rumpelten britische Panzer über die Elbbrücken, und schmallippige Tommys in Olivgrün übernahmen ohne einen Schuss die in Trümmern liegende Stadt. Nazihonoratioren in gegürteten Ledermänteln und Stiefeln, die Schirmmützen mit Adler und Totenkopf auf dem Schädel, begrüßten sie mit einem herablassenden Lächeln – wie arme Verwandte oder wie eine niederklassige Fußballmannschaft, die ein glückliches Tor geschossen hat. Ich war so begierig darauf, unsere Befreier willkommen zu heißen, dass ich Mutter überreden konnte, mich ein paar Tage später mit nach Hamburg zu nehmen. Sie hatte eine Mitfahrgelegenheit auf einem Karren ergattert, der ein paar Metallkannen mit Milch in die Stadt bringen sollte. Wir hatten noch überhaupt nichts von Vater gehört, seit er an die Ostfront verlegt worden war, und Mutter wartete verzweifelt auf ein Lebenszeichen von ihm. Außer-

dem wollte sie in Erfahrung bringen, ob von ihren Verwandten, die in die Konzentrationslager gebracht worden waren, irgendjemand überlebt hatte.

Während das magere, aber schwer geschrirte Pferd das häufige Schnalzen und Zügelschlagen des Kutschers ignorierte, stellte ich mir vor, wie mich ein rotwangiger britischer Oberfeldwebel freundlich umarmen und darauf bestehen würde, dass man die schönsten Leckerbissen aus einem feinen Lebensmittelladen auf den Karren lud. Dann würde er die Nazis aus einem der schönen, geräumigen Häuser, die den Juden weggenommen worden waren, hinauswerfen und uns einladen, dort einzuziehen. Als wir den Stadtrand erreichten, stellten sich meine Phantasien beim Anblick der Ruinenlandschaft jedoch abrupt als trügerisch heraus. Obwohl ich selbst die Zerstörung miterlebt hatte, überstieg das Ausmaß all meine Vorstellungskraft. Sogar das Pferd war entsetzt, es wieherte, scheute, rollte mit den Augen, blähte seine Nüstern und weigerte sich, in die Trümmerschluchten zu gehen.

Der Kutscher stieg vom Bock und führte das Pferd an den Zügeln. Es ging über Stock und Stein, und während wir auf dem Karren hin und her geschüttelt wurden, sahen wir zahllose Wohnhäuser, von denen nur noch die dachlosen Außenmauern stehen geblieben waren. Nach einer Weile kamen wir durch die Hasselbrookstraße, die einst hübsche Straße in Eilbek, in der wir gewohnt hatten. Jetzt war sie verlassen, nur ein paar Krähen und Elstern saßen auf den zerborstenen Mauern oder wühlten in den Trümmern. Ich erschauerte, als ich mich an den Anblick verkohlter Leichen erinnerte, die auf der Straße gelegen hatten. Nichtsdestotrotz wollte ich unbedingt sehen, was von unserem Haus übrig geblieben war, aber Mutter starrte strikt geradeaus, als wir daran vorbeikamen.

Ein paar Blocks weiter hielt uns ein behelmter Tommy in einem Panzer an und befahl dem Kutscher, die Milchkanne zu öffnen, bevor er uns weiterziehen ließ. Von Zeit zu Zeit sah ich weitere Gruppen britischer Soldaten neben Panzern oder gepanzerten Fahrzeugen stehen, sitzen oder lagern. Viele aßen etwas, manchmal

02. Mai 1945

Deutsche Truppen
kapitulieren in Berlin.

2. Mai 1945

neben einem Lagerfeuer auf der Straße. Ich winkte ihnen zu und rief Hallo, aber sie ignorierten uns, sahen kaum von ihren Teebechern auf.

Als wir uns dem Hauptbahnhof näherten, wurden wir erneut angehalten. Während zwei behelmte Soldaten die Deckel der Milchkannen anhoben, fiel mir ein großer, ziemlich korpulenter britischer Soldat auf, der neben einem Jeep in der Nähe des Bahnhofseingangs stand. Ein Abschnitt der eisernen Bahnhofskonstruktion war zusammengebrochen und versperrte teilweise den Eingang. Die Waffe des Soldaten zeigte nach unten, und er trug ein feschtes Militärhemd mit einem braunen Barrett, von dem ein Band hing. Er erinnerte mich an Onkel Fred in schottischer Tracht. Ich hatte den Eindruck, dass der Soldat direkt zu mir sah und mich anlächelte, als ob er mich kannte. Also entschied ich, dass er derjenige sein sollte, bei dem ich mich für meine Befreiung bedanken würde. Ich sprang von dem Karren und lief auf ihn zu, aufgereggt hüpfend und springend, voller Vorfreude, meinen Helden zu begrüßen und zu umarmen. Aber schon nach wenigen Metern sah ich, wie er die Mündung seiner Waffe auf mich richtete, sodass ich direkt in den Gewehrlauf blickte. Bam! Bam! Bam! Ich sah, wie ein Feuerblitz aus der Mündung schoss, und glaubte die Kugeln über meinem Kopf pfeifen zu hören.

Ich ließ mich auf den Boden fallen, hörte Mutter schreien und war froh, dass es eher Entsetzens- als Schmerzensschreie waren. Ich bemerkte, dass sie auf mich zulief, und kroch auf allen vieren rückwärts, bis wir zusammenstießen. Hände haltend liefen wir gebückt in die entgegengesetzte Richtung, fort von dem schießwütigen Engländer, hin zu Inges Wohnung am Brandsende.

Getreu ihrem Namen waren die Straße Brandsende und die Nachbarstraßen der Wut des Feuersturms entgangen. Einige hochexplosive Geschosse hatten ein oder zwei Häuser zerstört, aber die meisten waren mehrere Blocks entfernt niedergegangen, sodass dieser Bereich wie eine urbane Insel in einem Meer von Ruinen wirkte. Cousine Inge wirkte auch vergleichsweise unberührt von dem Horror, den sie durchlebt hatte. Sie war groß und schlank, mit

sanften Kurven, dunkelblonden Locken und einem Schalk in den Augen, der mich an Vater erinnerte. Sie hatte sogar Neuigkeiten von Vater. Sie erzählte uns, dass er von der Roten Armee gefangen genommen worden war und in einem behelfsmäßigen Kriegsgefangenenlager an der Elbe saß, ungefähr zweihundert Kilometer von Hamburg entfernt. Wir waren sehr erleichtert, dass er nicht mehr kämpfen musste, denn trotz Hitlers Tod und der Kapitulation von Hamburg und Berlin war der Krieg noch nicht zu Ende. Wir erfuhren auch, dass zwei Tage zuvor Tausende von Gefangenen aus Neuhengamme in der Nähe von Lübeck ertrunken waren. Die SS hatte sie auf Schiffe gezwungen, die dann von der Royal Air Force prompt bombardiert und versenkt wurden.

Einen Monat nach Deutschlands Kapitulation kam Vater bei Frau Pimber an, und ich durfte ihren Bauernhof nach fast zwei Jahren verlassen. Aber die stämmige Frau Pimber gab Helga nicht kampflos auf. Aus Wut darüber, dass er ihr das hübsche Kind wieder wegnehmen wollte, das sie beinahe vier Jahre lang in ihrer Obhut hatte, jagte sie Vater mit einem Schlachtermesser um ihren Küchentisch. Auch Helga war völlig aus der Fassung, und einen Moment lang fürchtete ich, dass Mutter ihre jüngste Tochter Frau Pimber überlassen würde. Bevor wir gingen, dankte Mutter Frau Pimber dafür, uns Schutz gewährt zu haben, und meine Eltern wollten unbedingt, dass ich es auch tue. Aber ich konnte nicht. Tante Lieschen lachte und weinte, als ich sie zum Abschied küsste. Mutter gab unserer Freundin das Radio zurück und sprach bewegt über die vielen Freundlichkeiten, die sie uns erwiesen hatte, eingeschlossen »den schönen Strauß weißer Narzissen«.

Meine Eltern verbrachten die nächsten Monate in Hamburg damit, offizielle und inoffizielle Listen Überlebender durchzusehen, auf Bahnhöfe zu eilen, wenn dort Zurückkehrende erwartet wurden, oder auch Besatzungszonen zu durchkämmen – immer in dem vergeblichen Versuch, andere Familienmitglieder zu finden. Vater meldete sich freiwillig bei den Briten, um dabei zu helfen, überlebende KZ-Häftlinge oder ehemalige Zwangsarbeiter wieder an

04. Mai 1945

Kapitulation
Hamburgs

03. Mai 1945

Britische Flugzeuge bombardieren die in der Lübecker Bucht liegenden Schiffe Cap Arcona und Thielbek im Glauben, dass deutsche Soldaten an Bord seien. Tatsächlich handelt es sich um ca. 7000 KZ-Häftlinge, die von der SS auf die Schiffe getrieben worden waren. 6400 von ihnen sterben bei den Angriffen.

08. Mai 1945

Bedingungslose
Kapitulation der
Wehrmacht

Sommer 1945

ihre Heimatorte zu vermitteln. Er hatte darauf hingewiesen, dass er mehrere Sprachen fließend sprach und mit vielen der Kulturen und Länder vertraut war, aus denen die Flüchtlinge kamen. Aber ein puddinggesichtiger britischer Offizier sagte ihm, dass er wohl kaum eine Hilfe für die Regierung Seiner Majestät sein könne, da er mit einer Jüdin verheiratet sei.

Vater begann, Nissenhütten als Behelfsheime für viele Tausend Menschen zu errichten, die ohne Wohnung waren. Mutter half ihm im Unternehmen, aber privat fuhr sie fort, Leuten zu helfen, die Verbindung zu ihren Verwandten suchten. Es gab viele Berichte über das Wiederauftauchen von Totgegläubten, aber es waren fast durchweg Nichtjuden. In Hamburg lebten noch gut 650 von einst 17.000 Juden, die übrigen waren ermordet worden oder geflohen. Unter den letzten Ermordeten waren einige jüdische Kinder, die für medizinische Experimente missbraucht worden waren. Sie wurden in der Schule am Bullenhuser Damm erhängt, als die Briten die Außenbereiche der Stadt erreichten.

Als die Hoffnung, dass einige Mitglieder ihrer Familie überlebt haben könnten, immer weiter sank, wurde Mutter noch aufgebracht, als sie es während des Krieges gewesen war. Nach einer Weile hörte sie auf, anderen von ihnen zu erzählen, und begann zu weinen, wenn sie nach ihnen gefragt wurde.

Ich ging zum ersten Mal im Leben in die Schule und fühlte mich gezwungen, mir einen Platz in einer Welt zu erkämpfen, die immer noch tief von den Haltungen durchdrungen war, die so viel Leid verursacht hatten. Fast alle, die sich dem Nationalsozialismus entgegengestellt hatten, waren getötet worden, und fast alle, die ihn unterstützt hatten, kehrten zurück an die Arbeit. Ich geriet oft in Schwierigkeiten, weil ich rassistische oder ethnische Verleumdungen nicht unwidersprochen lassen konnte; doch in mir trug ich wie einen geheimen Talisman das Bild von Frau Pimbers blitzendem Mond und wünschte mir oft, ich könnte ihn Lehrern oder Mitschülern, die nichts aus unserer jüngsten Geschichte gelernt hatten, entgegenschleudern.

FRAGEN UND ANTWORTEN

**Wie war Frau Pimber gekleidet?**

She was a large woman and most of the times when I saw her, her clothes were rather drab brown or gray and loose fitting. I remember that her skirt was full when she raised it to show me and Tante Lieschen her "Mond" and that her stockings were often wrinkled over her ankles. I feel sure that she dressed better when she went into the village.

Welchen Schulabschluss hatte Frau Pimber?

I do not know, but I don't think my parents thought she was unintelligent or ignorant.

War Frau Pimber gegen Juden oder mochte sie euch einfach nur nicht?

Frau Pimber was a complex person! She hated the Nazis and Hitler and she had suffered greatly. Her husband had been tortured almost to death by them for being a communist. (But I didn't learn about his torture until after I had written the book.) She loved my middle sister, Helga, and she liked my father and she risked her own life and her husband's life to hide us. But I thought she disliked and

mistreated my mother and this caused me to dislike and fear her and believe that she didn't like me either. I don't know for sure if she disliked Jews as a group, but if she did, that would make the risks she took for us even more exceptional.

Wie alt war Frau Pimber, als Sie auf dem Hof gelebt haben?

I don't know. She looked old to me as a child – several years older than my mother but several years younger than my grandmother. We lived 30-to-50 or more meters behind the Pimbers' house.

Waren Sie vor der Zeit im Versteck auch mal draußen oder nur drinnen?

Before the war my sisters and I went outside fairly freely, but always accompanied because of our age. After war started we seldom went outside, especially after the deportation and murder of thousands of Hamburg Jews. On the day I was told to take my younger sister to Inge's home on Brandsende in late July 1943, one of the reasons I disobeyed and returned home (after taking a forbidden swing) was because this was so unusual that I felt something must be wrong at home.

